

# Deutsche Blätter für Pilzkunde

Herausgegeben von der Deutschen Mykologischen Gesellschaft

Sitz: Wien 40, Rennweg 14

(Botanisches Institut)

Jährlich 6 Hefte

---

Bezugspreis der Zeitschrift RM 3.30, für Mitglieder RM 2.50. — Eigentümer, Herausgeber und Verlag: Deutsche Mykologische Gesellschaft, Wien 40, Rennweg 14. — Vertrieb für freie Bezieher: Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig, Liebigstraße 6.

---

## Die Klumpfuß-Schleimköpfe.

Von Julius Schäffer, Diessen a. A.

Die Klumpfüße sind eine der geschlossensten natürlichen Gruppen unter allen Schleierlingen, wenn es auch Arten oder Formen gibt, deren Zurechnung unsicher bleibt (seltsamerweise gehört dazu gerade die Art, nach der Fries die Gruppe „*Scauri*“ genannt hat, vgl. Nr. 23 und 4). Ricken hat der Gruppe den viel passenderen deutschen Namen Klumpfüße gegeben. Die Arten fallen da, wo sie häufiger sind, d. h. im Buchenwald auf Kalkboden, durch Größe und Schönheit im Spätherbst fast ebenso in die Augen, wie in der Frühsaison die Täublinge, und mehr und mehr erweist es sich auch, daß sie mit ihrem dicken, festen Fleisch als Speisepilze nicht zu verachten sind. Es finden sich unter ihnen wie auch unter den übrigen Schleimköpfen eine ganze Anzahl hervorragend schmackhafter Arten. Andere mögen mäßig, vielleicht etwas dumpf oder bitterlich schmecken, zum Trocknen eignen sie sich alle nicht, weil das Fleisch dabei speckig wird; eigentlich giftige sind bis jetzt unter ihnen nicht bekannt geworden und gibt es höchstwahrscheinlich überhaupt nicht. Wo dumpfer Geruch oder bitterer Geschmack die Pilze unschmackhaft oder ungenießbar macht, ist das beim Pflücken ohne besondere Artkenntnis mit Nase und Zunge ohne weiteres feststellbar, die Sache liegt also ähnlich, ja noch günstiger wie bei den Täublingen. Ich halte es für angezeigt, auch hier die Pilzfreunde zu einer systematischen Durchprüfung im Interesse der Kriegsernährung aufzurufen. Zur Registrierung solcher Versuche müssen wir dann freilich die Arten bestimmen, und das ist bei den Schleierlingen fast noch schwerer als bei den Täublingen. Rickens Bearbeitung der Schleierlinge, vor 30 Jahren noch ein großer Fortschritt, ist heute reichlich überholt, besonders durch französische Forscher, unter denen vor allem Henry zu nennen ist; seit 10 Jahren erscheinen von ihm in jedem Heft des Bull. Soc. Myc. ein-

gehende Beschreibungen von einzelnen Schleierlingsarten, darunter zahlreichen neuen Arten, von denen ich nicht wenige in Deutschland seitdem auch gefunden habe oder schon lange, nach Ricken unbestimmbar, in meinen Mappen liegen hatte. Ich habe den Eindruck, daß es hier noch viel zu entdecken gibt. Meine Tabelle ist ein erster Versuch, die verstreuten Einzelbeschreibungen, aufs Wesentlichste reduziert, systematisch zusammenzustellen und für die Bestimmung verwertbar zu machen. Da aus Raumgründen und der Übersichtlichkeit halber alles, was nicht strenger spezifisch ist, wegleiben mußte, sei zur Ergänzung hier vorausgeschickt, was die Gruppe im allgemeinen kennzeichnet.

Wie alle Schleierlinge haben die Klumpfüße einen Haarschleier, Cortina, der in der Jugend den ursprünglich immer eingerollten oder eingeknickten Hutrand spinnwebartig mit dem Stiel verbindet und später, von den Sporen fuchsige-, rost- oder kupferrot bestreut, manchmal nur in Spuren, in Form loser Haare auf dem Stiel zurückbleibt. Die Lamellen werden bei der Reife von den Sporen immer rostbraun, wie überhaupt die Schleierlinge dazu neigen, mit der Reife in allen Teilen eine einheitliche braune Gattungsuniform anzulegen in Rost, Zimt und Leder. Daran sind sie als Gattung auf den ersten Blick zu erkennen, wozu dann mikroskopisch noch die rauhen Sporen kommen. Die Schleimköpfe haben eine bei Regen schleimig quellende, lange schmierige, glänzende, abziehbare Hut- haut, trocken meist mit Fremdkörpern verklebt und mit dem angefeuchteten Finger etwas klebend. Was die Klumpfüße auszeichnet, ist die einer von oben flach- oder sogar niedergedrückten Kugel gleichende Knolle am Grund des Stiels, die also vom Stiel durch einen  $\pm$  weit überragenden, scharfkantigen, stumpfen oder wallartig überhöhten „Rand“ abgesetzt ist, während ihre Basis nach außen nicht scharf abgeschlossen, meist durch Myzel mit Erde verwuchert und bald halbkugelig, bald herz- oder kreiselförmig ist oder wurzelartig ausspitzt. Viele Arten haben eine typische, aber doch individuell stark variable Knollenform, die deshalb bei der Bestimmung nur mit Vorsicht zu verwenden ist. Im Jugendzustand liegt der eingerollte Hutrand dem oberen Knollenrand dicht an, und es muß wohl auch wie bei den Amaniten ein dünnhäutiges „Velum universale“ die Hutscheibe mit dem Knollenrand verbinden, beide haben deshalb meist dieselbe Farbe, und auf der Hutscheibe erkennt man oft Millimeter große, angeplättete Hautschollen oder Flocken, die ich Tupfen nenne, wenn sie sich durch die Farbe abheben. Im allgemeinen löst sich dieses Universalvelum wohl in Schleim auf. Bei einigen Arten schmeckt der Schleim bitter, ein wichtiges spezifisches, wenn auch nicht mehr immer sicher feststellbares Merkmal. Die Cortina selbst, die hier vom Knollenrand bis dicht unter die Stielspitze fontänenartig Verbindungsfäden zur eingerollten Hutrandfläche spinnt, ist bei manchen Arten besonders üppig ausgebildet, manchmal noch von spangenartigen Gürteln des äußeren Velums überdeckt und gerafft oder am Grund durch sie zu einer Art Scheide verwoben, am Stiel manchmal zottelhaarig abstehend. Sie hat fast immer die Farbe der Stielhaut, aus der sie zu stammen scheint. Die Stielhaut selbst

ist immer von eingewachsenen Fasern glatt und glänzend, manchmal an der Spitze etwas bereift. Die Huthaut kann glatt und kahl sein oder eingewachsene radiale, manchmal  $\pm$  netzige, etwas rauhlische, in der Mitte zu etwas warzig heraustretenden Knoten verwachsene Fasern aufweisen, was die Huthaut matt erscheinen lassen und ziemlich spezifisch sein kann. In der Form des Hutes (halb)kugelig-gewölbt-verflacht, treten höchstens insofern Unterschiede auf, als dünnfleischige Hüte öfter mit niedergedrückter Mitte und aufgebogenem Rand vorkommen, auch Neigung zu Verbiegungen mag bezeichnend sein und ebenfalls mit der Dicke zusammenhängen; ich erwähne letztere nur, wo sie erheblich mehr oder weniger Millimeter in der Hutmitte beträgt, als der Hut in Zentimeter breit ist. Für den Hut darf 5—9 cm Breite, für den Stiel 3—7 cm Länge das Normalmaß darstellen, das nicht erwähnt wird. Was meist darunter bleibt, heißt klein, was oft darüber geht, heißt groß. Das Fleisch ist im Stiel in der Regel glasig, ölig oder seidig glänzend, an Stielspitze meist farbig geflammt, in Hut und Knollen meist glanzlos und übereinstimmend gefärbt. Abgesehen von dem bei den meisten Arten mit dem Alter auftretenden, unangenehmen, süßlich scharfen Geruch, für den ich bis jetzt keinen besseren Vergleich als mit dem von kochendem Leim habe, gehört der Geruch und auch der Geschmack zu den besten Artkennzeichen; wo sie nicht erwähnt sind, fehlen sie. Die Lamellen zeigen in Breite, Dicke und Entfernung oft bezeichnende Unterschiede, auch Kerbung der Schneide ist, wo erwähnt, recht spezifisch, leider nicht so konstant, wie Rickens meinte; sie hängt teilweise mit herausragenden Schneidezellen, meist sterilen Basidien, manchmal besonders geformten Hyphen, zusammen, doch sind diese nach meiner Erfahrung nicht so konstant, wie Henry wohl annimmt. Immer angegeben habe ich die Sporen, nach Größe, Form und Rauheit. Die Größe schwankt bei manchen Arten beträchtlich; konstanter dürfte die Form sein, doch kommen bei manchen Arten abnorm gestreckte, schiffchenförmige Sporen vor, die nicht mit den normalen verquickt werden dürfen. Am häufigsten sind mandelförmige Sporen, sie zeigen eine leichte Einschwefung der Kontur auf einer Seite in der Nähe des Stiels. Hebt sich durch beiderseitige Einschwefung das eine Sporende etwas zapfig ab, so nenne ich die Spore zapfig-mandelig. Sind beide Sporenden zapfig, heißt die Spore zitronenförmig.

Ein Kapitel für sich sind die Farben. Ich habe aus praktischen Gründen, dem Beispiel Rickens folgend, zunächst alle Arten, bei denen irgendwo violett auftritt, ausgesondert und unter dem deutschen Namen Veil(chen)-Klumpfüße zusammengefaßt. Trotzdem es sich um äußerst labile, mit dem Alter und unter äußeren Einflüssen wandelbare Farbstoffe handelt, kann man bei der Bestimmung doch nicht auf die Farben verzichten, darf sie aber nur nach jugendlichen, noch nicht vollreifen Exemplaren beurteilen. Wie die Phanerogamen nach der Blüte, so lassen sich die Schleierlinge nur nach ihren Jugend- und Hochzeitsfarben bestimmen und werden, wenn sie ihre braune Gattungsuniform anlegen, annähernd unbestimmbar. Am längsten hält sich das Violett an und in der Stielspitze; das geübte Malerauge erkennt es auch noch in den getrübbten Tönungen der Lamellen und

des Hutes. Leider mußte in der Tabelle auch die Ausdehnung des Violetts, das mit dem Alter veränderlichste Merkmal, berücksichtigt werden, sogar an erster Stelle, man muß eben, wenn man nicht genug Altersstufen findet, in mehreren Rubriken suchen. Es sei erwähnt, daß Amethyst ein reines Hochviolett, Lila ein rotes, meist auch etwas blasserer Violett bedeutet. Völlig konstant sind leider auch diese Tönungen nicht für die einzelnen Arten, aber doch eben oft „typisch“. Bei Ausblassung von Blauviolett oder Einmischung von Grün entsteht Wasserblau (glaucus) oder Wassergrün. Blaugrüne Farbtönungen verraten oft noch spät (aber nicht immer!) ursprüngliches Violett. Die Verblassungsfarben sind leider äußerst variabel und schwer definierbar, darum für die Bestimmung schwer verwertbar. Sehr wichtig aber, auch recht konstant ist die Reaktion auf starke Lauge; man prüfe stets sowohl auf dem Hut wie im Fleisch, hier am besten an mehreren Stellen. Wo die Reaktionen angegeben sind, dürfen sie als konstant gelten.

Die Abkürzungen sind dieselben wie in der Täublingstabelle.

Man halte sich nach Möglichkeit an die unterstrichenen, besonders an die fett gedruckten Merkmale, die sich sowohl durch Spezifität wie durch Konstanz auszeichnen und meist allein schon für die Bestimmung genügen.

## Über Pilzanfall und Flächenertrag.

Von Heinrich Lohwag (Wien).

Das Jahr 1943 war in der nächsten Umgebung von Wien nicht so pilzarm wie 1942. Der Frühsommer ließ sich ganz gut an und brachte überraschend viel den Hainbuchenröhrling (*Boletus pseudoscaber*). August und September waren bei großer Trockenheit pilzlos, im Oktober trat ohne nennenswerte Niederschläge eine Besserung (mäßiges Auftreten von Hallimasch) ein, die im November allmählich abklang. Vergleichende Beobachtungen im Waldviertel (Stankauer Teich) ergaben etwas bessere Verhältnisse im Juli (bei großer Trockenheit mäßiger Anfall von Bruchreizker, Falscher Pfifferling und Kartoffelbovist auf Moorboden) und in der ersten Hälfte Oktober in Gmünd (N.-D.) ein für die Trockenheit überraschend günstiges Wachstum. Auf 8 Ausflügen konnte ich 230 Pilzarten (massenhaft Sandröhrling, Kuhröhrling, Heide-Schleierling, Bruchreizker und Falscher Pfifferling, mäßig Marone, Dunkler Duftmilchling, Speiteufel, Zitronentäubling, Kahler Krempling) feststellen, während Pfifferling und Semmelstoppelpilz zu den Seltenheiten gehörten, was auch in der Wiener Gegend der Fall war.

Nahe Gmünd im Protektorat gab es heuer nach Mitteilung der pilzverarbeitenden Firma Dr. Budinsky in Schweinitz eine Rekordernte an Sandpilzen. Aus dem Böhmerwald meldet Seehuber, daß ab Mitte September 5 Wochen hindurch ein wahrer Pilzrausch gewesen sei. Es bewahrheitet sich also schon zum zweitenmal, was ich den Pilzfirnen im